

Jubiläum: In einer spektakulären Aktion wurde 1983 in Wittenberg ein Schwert in eine Pflugschar umgeschmiedet

Balsam für verletzte Seelen

Vor 25 Jahren demonstrierte der Wittenberger Friedenskreis in einer symbolischen Handlung für die Konversion von Rüstungsgütern.

Von Hans-Jürgen Röder

Es klingt paradox. Und dennoch kann kein Zweifel bestehen, dass die DDR an der Friedfertigkeit ihrer Bevölkerung zugrunde gegangen ist. Der Ruf »Keine Gewalt«, mit dem sich die Leipziger Demonstranten im Herbst 1989 nach dem Friedensgebet in der Nikolaikirche zum Altstadtring aufmachten, zieht sich wie ein roter Faden durch weite Teile der DDR-Geschichte.

Ein fast vergessenes Datum auf diesem Weg ist zweifellos der 24. September 1983. Damals hatte der Wittenberger Friedenskreis im Rahmen des in der Lutherstadt stattfindenden Kirchentages zu einem Abend der Begegnung eingeladen. Rund 2000 vorwiegend junge Leute fanden sich schon Stunden vorher auf dem ehemaligen Klostergelände des Lutherhofes ein, um nach Einbruch der Dunkelheit

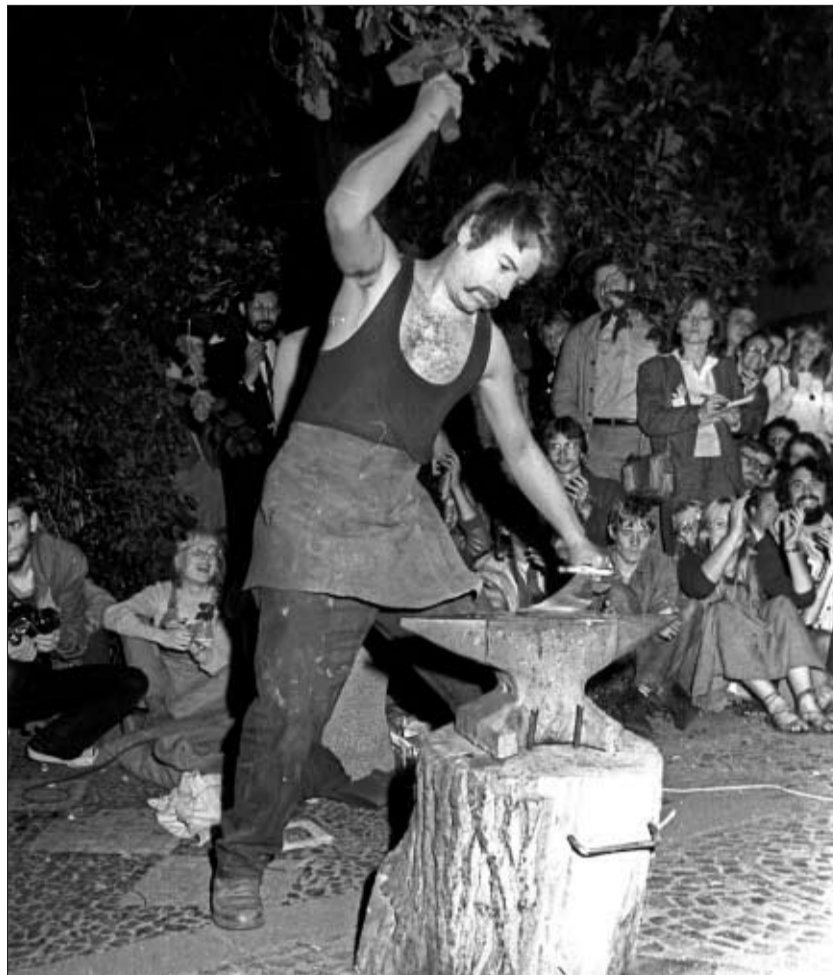
dicht gedrängt zu verfolgen, wie ein Schmied von der PGH Stahlbau (Produktionsgenossenschaft des Handwerks) ein Schwert zu einer Pflugschar verwandelte.

Wie ein Lauffeuer habe sich unter den Kirchentagsbesuchern, zu denen auch der spätere Bundespräsident und damalige Regierende Bürgermeister Berlins, Richard von Weizsäcker (CDU), gehörte, die Nachricht von der geplanten Aktion verbreitet, erinnert sich Friedrich Schorlemmer. Mit seinem Friedenskreis hatte er fast unbeobachtet von der Stasi für die nötigen Vorbereitungen gesorgt.

Zur Forderung nach Abrüstung, wie sie beispielsweise die jährlichen Friedensdekaden mit dem Motto »Frieden schaffen ohne Waffen« erhoben, habe schon damals für ihn die Notwendigkeit von Konversion, also das Umwandeln der Waffen für eine zivile Nutzung, gehört, betont der evangelische Theologe.

Hinzu kam seit Anfang der 80er Jahre die Auseinandersetzung um den Aufnäher »Schwerter zu Pflugscharen«. Er war im Zuge der jährlichen Friedensdekaden entstanden, zu denen die evangelischen Landesjugendpfarrer in der DDR erstmals 1980 aufgerufen hatten. Als Vorlage für die biblische Vision von einer Welt ohne Waffen hatten sie damals sehr bewusst ein Mahnmal genommen, das seit den 50er Jahren vor dem Sitz der Vereinten Nationen in New York steht – als Geschenk der Sowjetunion an die Weltgemeinschaft.

Doch was dem »großen Bruder« recht war, musste der DDR-Führung noch lange nicht billig sein. Als sich im Herbst 1981 immer mehr junge Leute das Symbol der Friedfertigkeit auf ihre Kleidung nähten, erklärte die SED dem Zeichen geradezu den Krieg. Manchen Jugendlichen wurde es von der Jacke gerissen oder von der Schul-



Symbolhandlung mit politischer Brisanz: der Schmied am 24. September 1983 im Innenhof des Wittenberger Lutherhofes.

Foto: epd-bild/Bernd Bohm

tasche entfernt. Damit verbunden waren Schulverweise oder der Verlust der Lehrstelle, von den seelischen Verletzungen ganz zu schweigen.

Davon waren auch viele der jungen Leute betroffen, die vor 25 Jahren mit Gesang und rhythmischem Klatschen die Hammerschläge begleiteten, unter denen sich auf dem Lutherhof das Schwert in eine Pflugschar verwandelte. »Die Arbeit am Frieden ist schwer. Aber ihr seht, es geht!«, rief ihnen Schorlemmer zu. »Handelt, dass das möglich wird.«

Angesichts der Rüstungsanstrengungen der USA, die heute »so hoch wie nie zuvor« seien, ist der Ruf von »Schwerter zu Pflugscharen« für ihn mindestens so aktuell wie damals. Dennoch ist sein Blick zurück nicht ungetrübt. Die Friedensbewegung in

der DDR sei auch ausgenutzt worden, sagt der 64-Jährige. Viele hätten mit ihrem Engagement ihre Ausreise befördern wollen, in dem sie sich dem Regime als Störenfriede präsentierten.

»Die Geschichte muss erst noch geschrieben werden, wie der Staat einerseits Friedensinitiativen kriminalisiert hat, aber andererseits Menschen die Gruppen benutzt haben, um auf diese Weise früher oder besser aus dem Land herauszukommen.« Auch der Schmied von damals, Stefan Nau, durfte die DDR Anfang 1984 nach Repressalien aufgrund eines Ausreiseartrages verlassen. Seine aus einem Schwert geschmiedete Pflugschar befindet sich heute im Leipziger Zeitschichtlichen Forum. »Für die ist das eine Reliquie«, sagt Schorlemmer.

(epd)

Die Aufnäher »Schwerter zu Pflugscharen« wurden 1981 erstmals unter Umgehung von Druckgenehmigungen in der Textildruckerei der Abraham-Dürninger GmbH in Herrnhut gedruckt. Der damals verantwortliche Leiter, Hans-Michael Wenzel, wird in einem Fernsehbeitrag der Reihe »Glaubwürdig« des MDR Fernsehens vorgestellt: 27. September, 18.45 Uhr, Wiederholung am 28. September, 7.55 Uhr.

Diskussion

Ein Erfolgsmodell wird schlecht vermittelt

Internationale Martin Luther Stiftung fragt nach den Grundlagen der Sozialen Marktwirtschaft

Soziale Marktwirtschaft – der Begriff steht für das »Wirtschaftswunder« in der alten Bundesrepublik Deutschland der 1950er Jahre. Durch die Liberalisierungspolitik des ersten Wirtschaftsministers Ludwig Erhard entwickelte sich in dem kriegszerstörten Land ein rasantes Wirtschaftswachstum und eine Teilhabe so gut wie aller Bevölkerungsschichten am Wohlstand. 60 Jahre ist der Start dieser Politik her. Eigentlich ein Erfolgsmodell – warum hat es nur einen so schlechten Ruf, fragten sich unlängst Wirtschaftsfachleute und der thüringische Ministerpräsident bei einer Podiumsdiskussion der Internationalen Martin Luther Stiftung (IMLS) in Zusammenarbeit mit dem Erfurter Wilhelm-Röpke-Institut im Erfurter Augustinerkloster.

In der Gegenwart üben andere Faktoren als vor 60 Jahren Druck auf Wirtschaftsentscheidungen aus. Althaus nannte als Beispiele die Globalisierung und den demografischen Wandel, nicht zuletzt eine fortschreitende Säkularisierung. Er verwies darauf, dass gerade in den Zeiten des politischen Umbruchs, sowohl nach dem Kriegsende als auch nach der Wende, viele Christen sich politisch engagierten, weil sie sich verantwortlich für das Wohl ihrer Mitmenschen und die gesellschaftliche Entwicklung fühlten. Es sei notwendig, »dieses geistige Potenzial zu revitalisieren, denn daraus begründet sich ein Großteil unserer Werte«. Althaus kritisierte die Ten-

denz, soziale Gerechtigkeit durch Umverteilung erreichen zu wollen. »Die Menschen wollen Gleichheit, aber in der Realität herrschen immer Unterschiede.« Die Soziale Marktwirtschaft verspreche »nicht Gleichheit, sondern Zugang zur Gesellschaft«, so der bekennende Katholik.

Es gebe heute bei Wirtschaftsentscheidungen ein »Akzeptanzproblem« in weiten Kreisen der Bevölkerung, diagnostizierte der Leiter des Hamburgischen Weltwirtschaftsinstitutes (HWWI), Thomas Straubhaar. Oft herrsche der Eindruck vor, »Sozial kämpft gegen Marktwirtschaft«. Besonders in den ostdeutschen Bundesländern wurde in den 1990er Jahren die hohe Arbeitslosigkeit und die schlechte Wirtschaftslage mehr der Marktwirtschaft aus dem Westen angelastet als der Misswirtschaft der DDR.

Eine »verfehlte Marktwirtschaft« bringt das Erfolgsmodell in Misskredit, betonte demgegenüber Alexander von Witzleben. Der Manager, der in den 1990er Jahren die wirtschaftlichen Probleme in Thüringen als Vorstandsmitglied von Jenoptik miterlebt hat, verteidigte dennoch den Wirtschaftsstandort Ostdeutschland: »Die vielen High Tech-Arbeitsplätze in Thüringen sind heutzutage weitaus sicherer als die Arbeitsplätze in einem sterbenden Kohleunternehmen in Nordrhein-Westfalen.« Witzleben, der dem Kuratorium der Internationalen Martin Luther Stiftung vorsteht, räumte aller-

dings eine »Entfremdung der Eliten« ein, denen es zu wenig gelinge, ein Vorbild abzugeben und bei ihren Entscheidungen »die Menschen mitzunehmen«.

Sowohl die katholische Soziallehre als auch Denkschriften der Evangelischen Kirche Deutschlands besetzen

die Soziale Marktwirtschaft positiv. Den Begriff führte allerdings nicht Erhard, sondern der Ökonom und Soziologe Alfred Müller-Armack 1946 in seiner Schrift »Wirtschaftslenkung und Marktwirtschaft« ein. Er verstand darunter eine »dritte wirtschaftspolitische Form«, bei der der Markt zwar das »tragende Gerüst« darstelle, die aber »keine sich selbst überlassene, sondern eine bewusst gesteuerte, und zwar sozial gesteuerte Marktwirtschaft« sein solle.

Ines Rein-Brandenburg

Jutta Wagemann (epd)



Immer weniger glauben dem Versprechen: Wahlplakat aus dem Jahr 1957.

Repro: Haus der Geschichte Bonn

Erinnert

Gegen das Schweigen

Elie Wiesel wird 80

Elf Jahre lang hatte er geschwiegen. Dann veröffentlichte Elie Wiesel die Sätze, die zu einer der berühmtesten Passagen der Holocaust-Literatur werden sollten: »Nie werde ich diese Nacht vergessen. Nie werde ich die Flammen vergessen, die meinen Glauben für immer verzehrten. Nie werde ich das vergessen, und wenn ich dazu verurteilt wäre, so lange wie Gott zu leben. Nie.« Die erste Fassung seines Auschwitz-Berichtes erschien 1956 auf Jiddisch mit dem Titel »Un di Welt hot geschvign«. Für Elie Wiesel ist das Schweigen der Welt während des Holocausts immer unfassbar geblieben. Am 30. September wird der Friedensnobelpreisträger 80 Jahre alt.

Wiesel wird 1928 in eine fromme jüdische Familie in Sighet im heutigen Rumänien hineingegeben. Das »Schtetl« bietet für den heranwachsenden Eliezer eine Idylle. 1944 wird es von den Deutschen besetzt. Elie Wiesel kommt mit seinen Eltern und seinen drei Schwestern nach Auschwitz. Seine Mutter, die beiden größeren Mädchen und seine kleine, blond gelockte Schwester Tsipora werden sofort von ihnen getrennt. Nur die beiden großen Schwestern überleben.

Zusammen mit seinem Vater überlebt Wiesel das Martyrium von Auschwitz und den Transport ins Konzentrationslager Buchenwald. Dort stirbt sein Vater, gut zwei Monate vor der Befreiung. Elie Wiesel schafft es. Seine Erinnerungen an Auschwitz, 1958 schließlich unter dem Titel »Die Nacht« in Frankreich veröffentlicht, enden mit den Sätzen: »Aus dem Spiegel blickte mich ein Leichnam an. Sein Blick verlässt mich nicht mehr.«

Wie vielen Holocaust-Überlebenden war es Elie Wiesel zunächst unmöglich, über seine grausigen Erlebnisse zu sprechen. Doch das Schweigen quälte ihn auch. »Mir war bewusst, dass die Aufgabe der Überlebenden darin besteht, Zeugnis abzulegen«, sagt Wiesel. Aber es fehlten ihm die Worte, um das Unglaubliche auszudrücken.

Im Laufe seines Lebens hat Wiesel 40 Bücher verfasst. Sie kreisen um die Vernichtung der Juden und dabei immer wieder um ein Thema: Wo war Gott? Warum schwieg er? Viele Holocaust-Überlebende haben durch das unermessliche Leid ihren Glauben verloren. Wiesels Glaube wurde durch Auschwitz radikal verändert. In einem Gespräch mit dem spanischen Widerstandskämpfer und Buchenwald-Überlebenden Jorge Semprún berichtete Wiesel, dass er sich bis 1944 allein von Gott habe leiten lassen. Nach dem Holocaust stellte er Gott in Frage, ohne den Glauben zu verlieren. Er verstehe den Holocaust »weder mit noch ohne Gott«, sagte Wiesel.

Anzeige